

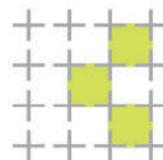
AUSGABE 1/2019

aufsteigen



PFARRBRIEF

St. Agnes _ St. Kunibert _ St. Ursula _ St. Gertrud



EDITORIAL

Am sechsten Spieltag der 2. Bundesliga 1998 war ich in der Südkurve des Müngersdorfer Stadions. Es regnete in Strömen. Gerade mal 10.000 Zuschauer hatten sich im Stadionrund verirrt. Nach 45 Minuten lag der FC gegen St. Pauli 0:4 zurück. Startrainer Bernd Schuster hatte noch vollmundig den sofortigen Wiederaufstieg verkündet. Nun stand er in der Halbzeit wortlos im Regen. Er verzichtete auf eine Kabinenansprache und

startete stumm in den nachtschwarzen Himmel. „Es gab zu dieser Leistung nichts zu sagen, deshalb bin ich draußen geblieben“, begründete er seine ungewöhnliche Maßnahme. Die bis dahin schlechteste Bundesligasaison des Vereins verhinderte den Aufstieg in die 1. Liga.



Ein Heft mit dem Schwerpunktthema ‚aufsteigen‘ kommt wenigstens in Köln nicht am Fußball vorbei. Dass Ab- und Aufstieg ein Paar sind, die nicht ohne einander können, davon wissen FC-Fans leidvolle Gesänge anzustimmen. Deswegen mussten wir unbedingt auch mit einem Fußballspieler sprechen. Ralf Aussem, ehemaliger Fußballprofi und mit seinem Zeitschriftenladen eine Institution im Viertel, erzählt von seiner Karriere in der ersten Liga – ein Traum, der zwei Minuten dauerte. Er spricht mit der neuen Kölner Stadtkämmerin Dörte Diemert und unserem ehemaligen Pastoralreferenten Norbert Bauer, der seit einigen Monaten zum Leiter der Karl Rahner Akademie aufgestiegen ist.

Pfarrer Dominik Meiering zeigt uns ein kleines, unscheinbares Fresko in St. Ursula, das den Aufstieg Jesu in den Himmel zeigt. Ein unverzichtbares Symbol für den Aufstieg des Gebetes zu Gott ist der Weihrauch: Klaus Nelißen besuchte ein Fachgeschäft, in dem diese duftenden Baumharze verkauft werden. Unser neuer Kirchenmusiker Matthias Bartsch lüftet das Geheimnis, warum plötzlich 70 Kinder in der Pfarrei singen wollen. Ein kometenhafter Aufstieg. Und Hilde Naurath fragte Konrad Raiser, ehemaliger Generalsekretär des Ökumenischen Rates der Kirchen, warum welche Kirchen in der Gläubigengunst derzeit auf dem aufsteigenden Ast sind.

Ein Aufstieg kann manchmal auch ganz leise und unscheinbar sein. Derzeit spreche ich viel mit einem chronisch kranken Menschen. Er kann nicht mehr arbeiten und wartet auf seine Rente. Sozialer Nullpunkt mit Mitte vierzig. Isolation und Einsamkeit. Gemeinsam haben wir über seine Stärken gesprochen. Und dann hat er sich getraut, bei der Kölner Freiwilligenagentur nach einem Ehrenamt zu fragen. Bald wird er Pate von demenzkranken Menschen sein. Ein bescheidener Aufstieg von außen betrachtet, ein riesiger Schritt für diesen Menschen. Anerkennung und Wertschätzung.

Und mittlerweile ist auch der 1. FC Köln mal wieder in die 1. Liga aufgestiegen.

Eine anregende Lektüre wünscht Ihnen Ihr Peter Otten, Pastoralreferent

INHALT

1/2019 Titelthema // aufsteigen

// Titelthema

» Beim Lotto kann man auch einfach mal Glück haben «	4
Duftes Comeback	10
» Wer nicht mit der Zeit geht, geht mit der Zeit «	13
Hinabsteigen zu den Fundamenten	16
Aufsteigen in den Himmel	20
Augenhöhe statt Konkurrenz	22
» Ich finde es total wichtig, dass Kinder musizieren «	26

// Weitere Themen

Gemeinschaft der Gläubigen, lebendig und tot	28
Kirche in der Kneipe	31
» Wir kämpfen für die Kirche «	32

// Rubriken

Erstkommunion 2019	34
Nachrichten	36
Getauft & Verstorben	38
Impressum	38
Fragebogen	39





» Beim Lotto kann man auch EINFACH MAL GLÜCK HABEN «

Text: Peter Otten, Ute Strunk

Fotos: Peter Otten

Der ehemalige Fußballprofi Ralf Aussem, die neue Kölner Stadtkämmerin Dörte Diemert und der neue Leiter der Karl Rahner Akademie Norbert Bauer sprechen über Ehrgeiz und Aufstieg.

Herr Aussem, Ihre Karriere in der ersten Liga dauerte ganze zwei Minuten: Einwechslung in der 88. Minute für Dieter Prestin. Können Sie sich an diesen Augenblick noch erinnern?

Ralf Aussem: Ja, definitiv. Weil, klar, das war das einzige Bundesligaspiel, was ich gemacht habe, unter Hennes Weisweiler. Wir haben damals in

Bremen gespielt. Wir führten 5:0. Otto Rehhagel war Trainer auf der anderen Seite. Bremen war zu dem Zeitpunkt schon abgestiegen. Ich war als junger Spieler mit im Kader und bin dann eingewechselt worden.

Wussten Sie damals schon, dass das die ersten und letzten zwei Minuten sein würden?

Aussem: Nein, natürlich nicht. Da war ich 19 und das erste Jahr Profi beim 1. FC Köln. Ich bin danach noch zwölf Jahre Profi gewesen bei Viktoria Köln, Hannover 96 und Fortuna Köln – mit den beiden Wahnsinns-Relegationsspielen um den Aufstieg gegen Dortmund. Da stand ich wieder kurz vor der 1. Liga. Ja, aber leider hat es nicht funktioniert.

« Auf- und Abstieg spielen in Sport, Politik und in der Religion eine Rolle. Leitungspositionen werden dabei nach recht unterschiedlichen Kriterien besetzt.

Norbert, du bekommst am Anfang natürlich auch eine Fußballfrage.

Dörte Diemert (lacht): Ich hoffentlich nicht!

Norbert, Du bist Anhänger von Bayer ‚Vizekusen‘ Leverkusen. Was ist das Schöne an einem Verein, der immer haarscharf an der Meisterschaft vorbeischarmt?

Norbert Bauer: Wenn der 1. FC Köln in Leverkusen spielt, singen die FC-Fans: „Ihr wart noch nie deutscher Meister.“ Wir antworten immer: „Wir sind noch nie abgestiegen.“ Das ist das beruhigend Schöne an Bayer Leverkusen: Wir werden nie absteigen, aber auch nie Meister werden. Wir werden sozusagen immer das fröhliche Mittelmaß sein. Ich weiß, dass manche FC-Fans uns darum beneiden. Aber manche Leverkusenfans beneiden FC-Fans um das Gefühl der Meisterschaft – und vielleicht auch um das Gefühl des Absteigens.

Wozu es 2003 ja fast gekommen wäre.

Bauer: Ja, ich war im Stadion. Es war gegen Kaiserslautern, und wir sind nur deswegen nicht abgestiegen, weil Markus Münch sich sportlich unfair verhalten hat. Er hat einen Einwurf nach einer Verletzungsunterbrechung beim Gegner nicht wie üblich zurückgegeben, sondern er hat den Ball ins eigene Feld gegeben und dann ist das Tor gefallen. Und damit ist nicht Leverkusen, sondern Kaiserslautern abgestiegen. Nach dem Spiel bin ich im Trikot zum Bahnhof gegangen. Da stand eine Gruppe Lautern-Fans, die sind auf mich zugelaufen und wollten mich zu Boden werfen. Da rief aber der Chef von denen: „Lasst den in Ruhe, der kann ja auch nichts dafür!“ Da habe ich gemerkt, was Autorität ist.

Dörte, keine Fußballfrage, sondern: Was muss ein Mensch mitbringen, der Jura studiert?

Diemert: Ich würde sagen, Neugier darauf, wie Staat und Gesellschaft miteinander funktionieren. Und die Bereitschaft, sich darauf einzulassen, dass unser Zusammenleben viel stärker, als es uns vielleicht bewusst ist, durch gesellschaftliche und rechtliche Regeln geprägt wird. Sich damit zu beschäftigen, ist spannend und aufschlussreich zugleich. Faire und gerechte Regeln tragen ganz maßgeblich zum friedlichen Zusammenleben in unserer Gesellschaft bei. Man kann damit natürlich auch Papas Kanzlei übernehmen, wenn man möchte (lacht). Bei mir ist es aber eine andere Intention gewesen. Meine Eltern sind keine Juristen.



Kritisch gegenüber seiner Kirche: Norbert Bauer.

Für mich waren Jurastudierende total disziplinierte Wesen, die ich immer mit Bewunderung und Scheu betrachtet habe. Viel Pauken und Auswendiglernen. Stimmt das? Was ist das Faszinierende daran?

Diemert: Also, ich finde nicht, dass das stimmt. Natürlich befasst man sich mit juristischen Texten.



An der langen Linie orientiert: Dörte Diemert, Stadtkämmerin von Köln.

Und das erfordert zunächst einmal, dass man liest, und dass man genau liest. Das zwingt einen zu einer gewissen Präzision: Was ist die Regel und was nicht? Wenn man sich mit unserem Bürgerlichen Gesetzbuch befasst, dann ist es faszinierend, mit wie viel Sinn und Verstand der Gesetzgeber die Dinge vom Allgemeinen zum Speziellen hin geregelt hat. Wenn man einen komplexen Sachverhalt mitten aus dem Leben vorfindet und feststellt, dass diese teils sehr alten Paragraphen immer noch in der Lage sind, eine zeitgemäße Lösung zu produzieren, dann denkt man sich: Das ist gut gemacht.

Herr Aussem, wie ist das mit der Berufsleidenschaft bei einem Fußballer, der mit großer Hingabe in die Bundesliga will und dann doch nur in der 2. Liga landet?

Aussem: Klar will man immer in der höchsten Liga spielen. Ich sehe das nicht negativ, dass ich nur zwei Minuten in der 1. Liga war. Sondern sehe es total positiv, dass ich 318 Zweitligaspiele gemacht habe. Ich habe fast immer in der Startelf gestanden. Ich denke, ich habe aus meinen Möglichkeiten das Optimale gemacht. Manchmal ist es eben auch Glück, was fehlt. Mein Traum war es, Fußballprofi zu werden. Das habe ich geschafft.

Ist das die Einstellung, die Sie den jungen Sportlern, die sie trainieren, weitergeben?

Aussem: Als Trainer der U16-Mannschaft beim FC übernehme ich die Sportler mit 14 oder 15 Jahren.

Die haben alle den Traum, Fußballprofi zu werden. Ich versuche, den Jungs zu vermitteln, wie schön das ist, da oben anzukommen, dass das aber auch nicht einfach ist. Und wenn man oben ist, sind wieder andere da, die deinen Platz haben wollen. Das heißt: immer wieder neu behaupten, immer wieder neu beweisen.

Bauer: Was ist mit einem Spieler, der hart trainiert, total ehrgeizig ist, der sich perfekt ernährt, keine Freundin hat – und Sie merken, der hat das Talent nicht. Was sagen Sie dem?

Aussem: Ja, irgendwann müssen wir im Gespräch ehrlich damit umgehen. Das heißt aber nicht, er muss mit dem Fußballspielen aufhören. Denn viele nehmen den Weg quasi hintenrum, über eine niedrige Liga zum Beispiel – oder über Bayer Leverkusen. (Gelächter)

Diemert: Dann ist auch im Umgang mit den Spielern Menschlichkeit das oberste Gebot ...?

Aussem: Ja, auf alle Fälle. Es nützt nichts, wenn man mit den Jungs nicht ehrlich ist. Wir sagen dann: Es reicht bei uns nicht, aber du hast die Möglichkeit, bei Fortuna Köln oder bei Viktoria in einer anderen Liga unterzukommen.

Da versuchen wir dann, den Jungs zu helfen. Das ist einfach Fürsorge.

Ich bin selbst Vater von vier Kindern. Ich weiß, wie das ist, wenn man erst mal vor den Kopf gestoßen wird. Wie hart das ist. Aber trotzdem, wenn die Jungs sehen, es wird ihnen geholfen, ist das besser.

Dörte, spielt Ehrgeiz für Dich auch eine Rolle?

Diemert: Das hängt davon ab, wie man Ehrgeiz definiert. Ich hatte immer den Anspruch, die Dinge möglichst gut zu machen. Das unterscheidet mich gar nicht so sehr von einer Sportlerin. Und natürlich freut man sich dann auch über eine Rückmeldung, wenn man Erfolg hat. In dem Job, den ich im Moment mache, werde ich allerdings nicht mehr so häufig gelobt. (Gelächter) Bei Zahlen ist es wichtig, ehrlich über Kosten und Folgebelastungen zu reden. Und manchmal hat man als Stadtkämmerin auch den Job, nein zu sagen. Das kann sehr mühsam sein und meist bekommt man dafür kein Lob. Aber auf der langen Linie erhält man schon positive Rückmeldungen und merkt, wie die eigene Arbeit wertgeschätzt wird. Das ist wertvoll.

Norbert, fühlt sich die Leitung der Karl Rahner Akademie auch wie ein Aufstieg an?

Bauer: Es ist auf jeden Fall eine andere Rolle. Ich habe mich daran gewöhnen müssen, dass ich am Anfang gerne mal mit Chef angesprochen wurde oder dass ich dem Team mitteilen konnte, dass ich meinen Kaffee auch selbst kochen kann. Es gab so einen gewissen Habitus, der mir fremd war, wenn plötzlich die Augen auf einen gerichtet waren, und man wurde mit Erwartungen konfrontiert, die ich vorher so noch nicht kannte. Also, Chef zu sein, das war neu für mich. Aber ich kann das akzeptieren und auch genießen.

Dürfen Christen und Christinnen überhaupt ehrgeizig sein?

Bauer: In der katholischen Kirche ist es nicht so, dass einer wie Gerhard Schröder an einem Tor rütteln und rufen würde: „Ich will hier rein, ich will hier Bischof werden.“ Das könnte sich niemand offiziell leisten. Es ist wirklich ein Problem, dass

die Spitze unserer Kirche, der Papst, den Titel Servus servorum Dei hat – Diener der Diener –, aber andererseits die größte Machtfülle besitzt, die es überhaupt gibt. Er steht über dem Gesetz. Er kann machen, was er will. Sagt aber selbst von sich: Ich bin nur ein Diener. Diese aufgeladene Begrifflichkeit von Macht und Leitung ist meines Erachtens sehr schwierig. Es gibt sozusagen keinen nüchternen Blick auf Leitung, auf Macht.

Diemert: Das ist bei uns in der Verwaltung definitiv anders. Ich habe zu meinem Amtsantritt einen Eid geleistet, Recht und Gesetz zu wahren, und muss mich spätestens nach acht Jahren einer Neuwahl stellen. Von daher ist eine stärkere Kontrolle, auch Aufsicht, möglich, als bei dieser absoluten Position in der Kirche.



Norbert Bauer ist Leiter der Karl Rahner Akademie.

Seit 2016 warst Du Stadtkämmerin in Duisburg. Warum war es für Dich reizvoll, in einer Stadt mit leeren Kassen, sterbenden Zechen und der Loveparade-Tragödie einen Job anzunehmen?

Diemert: Wollen wir uns immer dann, wenn es schwierig wird, vom Acker machen? Wir leben in einer Gesellschaft mit so vielen Herausforde-

rungen. Wenn man nicht selbst bereit ist, was Schwieriges anzupacken, dann ist man an der Stelle der Kämmerin generell falsch. Duisburg war von den Rahmenbedingungen her nicht einfach. Aber es hat nichts gegeben, was mich von dort weggetrieben hat. Und manches war auch einfach: Beispielsweise musste ich da niemandem erklären, dass Haushaltskonsolidierung wichtig ist. Der Weg nach Köln ist nicht nur von der Größe und Bedeutung der Stadt her ein Aufstieg. Köln ist die größte Stadt in NRW, sie hat doppelt so viele Einwohner wie Duisburg, der Etat ist zwei- bis dreimal so groß. Aber auch diese Stadt hat ihre eigenen Schwierigkeiten und Herausforderungen.

In Köln gehen Eigen- und Fremdwahrnehmung oft auseinander.

Diemert: Was Duisburg zuweilen an Selbstbewusstsein fehlt, das hat Köln im Übermaß. Die Kölnerinnen und Kölner lieben ihre Stadt. Das kann ich sehr gut nachvollziehen. Gleichzeitig ist es immer gut, rechts und links über die Grenzen zu sehen und von anderen Städten zu lernen.

Ihre erste Trainerstation war der SC Vilkerath in der Kreisliga. Von der Stadt ging's in die Provinz. Was haben Sie von der Provinz gelernt – und die Provinz von Ihnen?

Aussem: Damals wohnte ich da, habe mal vorbeigeschaut, und wie es dann so geht, habe ich ausgeholfen, als der Trainer dort gekündigt worden war. Ich war Profi, habe alles hinterhergetragen bekommen, und in der Kreisliga war es anders. Das war ein ganz anderer Zusammenhalt. Nach dem Spiel trafen sich alle noch zum Essen. Die Jungs fühlten sich auch wie Profis, die waren da zuhause, und ich als Trainer und Mensch habe auch da versucht, den Jungs noch was beizubringen. Disziplin und etwas



Erkennt Leistung im Fußball und Glück im Lotto:
Ralf Aussem, FC-Trainer und Büdchenbesitzer.

Professionalität. Keinen Kasten Bier in der Kabine, direkt nach dem Training nicht mit Kippe und einer Flasche Bier auf den Platz.

Norbert, was könnte die Kirche vom Sport oder auch von der Stadtverwaltung lernen?

Bauer: Die Kirche leidet darunter, dass sie von Vollmacht spricht. Das bedeutet, dass der, der Macht erreicht hat, z.B. ein Bischof, sie bis zur Altersgrenze ausüben kann. Der Papst sogar bis zu seinem Tod. Wer einmal die Macht hat, hat sie eigentlich immer. Von der Verwaltung muss sie lernen, dass Macht begrenzt sein muss, auch zeitlich. Frau Diemert muss sich als Kämmerin nach neun Jahren erneut zur Wahl stellen. Ein Bischof hingegen nicht. Kirche und Fußball haben sehr enge Parallelen. Hier wie da zeigt sich oft, dass die Protagonisten nicht zu ihrer Bedeutung stehen. Wird ein dreifacher Torschütze nach dem Spiel interviewt, muss er immer betonen: „Hauptsache, die Mannschaft hat gewonnen.“ Und ein Bischof muss immer sagen: „Ich bin nur ein Diener der Kirche!“ Was die Kirche beim Fußball noch lernen kann, ist, dass Veränderungen notwendig sind. Es gelten zwar immer dieselben Regeln. Aber nur derjenige

ist im Fußball erfolgreich, der neue wissenschaftliche Erkenntnisse, neue Trainingsmethoden einbringt. Also in andere Felder blickt und davon lernt. Die Kirche kann natürlich noch etwas vom Fußball lernen: Früher waren Schiedsrichterinnen undenkbar. Heute sind sie selbstverständlich.

Herr Aussem, Sie betreiben eine Lottoannahmestelle. Wenn Sie einen Lottoschein verkaufen, ist das ein Kitzel oder nur ein Geschäft?

Aussem: Klar ist das ein Geschäft. Es gehört mit zu dem, was ich im Angebot habe. Bemerkenswert ist, dass jeder, der Glücksspiel macht und Lotto spielt, die hohen Beträge anstrebt. Ich bin jetzt 27 Jahre dabei. Es gab, glaube ich, drei Leute, die mehr als 10.000 Euro gewonnen haben, und zwei mit knapp einer halben Million Euro. Einer hat mal 620.000 DM gewonnen. Der hat alles stehen und liegen gelassen – auch seine Frau – und war dann zwei Tage später weg, ganz weg.

Bauer: Ich finde interessant, dass wir bisher nur darüber gesprochen haben: Wer aufsteigt, muss Leistung erbringen. Das ist beim Lotto ja nicht der Fall. Die einzige Leistung, die ich erbringen muss, ist, in den Laden zu gehen, den Schein auszufüllen und zu bezahlen. Das hält die Illusion offen: Ich kann auch sozusagen unverdient, ohne Leistung aufsteigen.

Aussem: Der Unterschied zum Fußball ist: Über eine Saison hinweg musst du deine Leistung erbringen, um nachher den Aufstieg zu schaffen. Beim Lotto ist es reine Glückssache. Beim Fußball ist auch Glück dabei, aber noch viel mehr Leistung.

Diemert: Beim Lotto kann man einfach mal Glück haben, ohne, dass man sich das hart erarbeitet hat. Das ist doch auch einfach mal schön.

Bauer: In der Kirche nennt man das Gnade.

Aussem: Natürlich will man als Trainer immer die

beste Mannschaft trainieren. Wenn man dann aber mal einen Jahrgang hat, der vielleicht nicht so gut ist, sagt man auch nicht: So, jetzt gehe ich weg, da habe ich keine Lust mehr. Sondern man versucht, auch aus denen das Beste rauszuholen. Das ist im Prinzip das Gleiche, was Sie eben zu Duisburg gesagt haben, Frau Diemert.

Diemert: Ich finde, dass Duisburg sich nicht verstecken muss. Und ja, es ist nicht schlecht gelaufen.

Aussem: Ich kenne Sie noch nicht so gut. Aber im Fußball ist es so, dass, wenn einer aus Duisburg weggeholt wird nach Köln, dann ist das nicht nur, weil man gut aussieht, sondern weil man gute Sachen macht. Auf den Fußball übertragen: Man holt einen guten Trainer aus Duisburg nach Köln in die Bundesliga. So ist das bei Ihnen wahrscheinlich auch.

Diemert: Eine Herausforderung!

Aussem: Das war jetzt mal ein Lob!

Diemert: Ein sehr schönes Lob (*lacht*).

Ralf Aussem war Fußballprofi beim 1. FC Köln, Hannover 96 und Fortuna Köln. Derzeit trainiert er den Nachwuchs beim 1. FC Köln und ist Inhaber eines Lotto- und Zeitschriftengeschäfts im Agnesviertel.

Professorin Dr. Dörte Diemert ist seit Herbst 2018 neue Stadtkämmerin der Stadt Köln. Die Juristin übte zuvor das gleiche Amt in Duisburg aus.

Norbert Bauer ist seit September 2018 Leiter der Karl Rahner Akademie in Köln. Zuvor war der Theologe Pastoralreferent in St. Agnes und St. Gereon.



« Weihrauch hat eine jahrtausendealte Tradition als kultisches Räucherwerk.

Duftes COMEBACK

Gemeinden werden zusammengelegt. Gottesdienste werden eingestellt. Kirchen werden abgerissen. Weihrauch aber erlebt seit Jahren ein kleines, aber unüberriechbares Comeback.

Text: Klaus Nelißen

Fotos: Klaus Nelißen, Peter Otten

Ich stamme aus einer Kirchengemeinde, in der es noch vor Jahren verpönt war, Weihrauch im Gottesdienst einzusetzen. Die einen bekamen Hustenanfälle durch das ‚liturgische Einräuchern‘, andere vermuteten gleich die sprichwörtliche ‚Selbstbewehräucherung‘ des Priesters. Weihrauch? „Das ist was für Traditionalisten“, erklärten die Puristen und merkten gar nicht, dass ihnen dadurch eine

wichtige Dimension des Gottesdienstes verduftete. Inzwischen entdecken viele Gläubige wieder den Wert darin, Gottesdienst mit allen Sinnen zu feiern. Dazu gehört neben einer passenden Kirchenmusik und der angemessenen Gestaltung des Raumes auch der gebührende Einsatz von Duft.

Und so ist Weihrauch auch fester Bestandteil im Sortiment von schmitt-paramente, einem mittelgroßen Laden unweit des Römerturms in der Kölner Altstadt. Thomas Schmitt verkauft dort

alles, was für katholische Liturgien benötigt wird: von Hostienschalen und Altarschellen bis hin zu sämtlichen liturgischen Textilien wie Altartücher und Gewänder für Ministranten und Priester – Paramente eben. Die Verkaufstradition reicht bis in die deutsche Kaiserzeit zurück. Heute ist Schmitts Laden eines von zehn verbliebenen Paramentengeschäften in Deutschland. Bei liturgischer Kleidung ist die angeschlossene Manufaktur sogar Marktführer.

Weihrauch für den Kaiser

Natürlich: Die Geschäfte für Kirchenbedarf müssen sich behaupten. Es gibt immer weniger Priester, immer weniger Gläubige und damit auch immer weniger Bedarf an Utensilien für einen Gottesdienst. Schmitt macht aus der Not eine Tugend: Nachdem die letzte theologische Fachbuchhandlung von Köln schloss, hat er sein Sortiment erweitert und das halbe Geschäft mit Regalmetern ausgewählter theologischer Spezialliteratur versehen.

Beim Weihrauch allerdings hat er nie Abstriche machen müssen. „Ich bin mit Weihrauch groß geworden. Besonders bei den Festgottesdiensten im Dom gehörte der immer dazu“, erzählt Schmitt. War Weihrauch früher vor allem dem Gebrauch in großen Kirchengebäuden vorbehalten, legen sich nun immer mehr Menschen daheim ein paar Weihrauchkörner auf ein spezielles Stövchen über ein Teelicht. Im Paramentenladen gibt es eine kleine, feine Auswahl für den Hausgebrauch. „Viele schwören darauf, dass Weihrauch gesund ist“, berichtet Schmitt und verweist darauf, dass Weihrauchextrakte sogar Einsatz finden in der Rheumatherapie.

Wie aber fand der Weihrauch Einsatz in der Kirchenliturgie? Selbstverständlich war die Verwendung zunächst nicht. Das Christentum war anfangs eine Religion, die sich bewusst von anderen Kulturen absetzte. Und Weihrauch und andere wohlduftende Essenzen waren in der Antike bei religiösen Riten gang und gäbe. Im römischen Reich galt das Weihrauchopfer vor allem einem: dem Kaiser. Hohe kaiserliche Beamte wurden bei offiziellen Diensten gar begleitet von einem Weihrauchträger. Doch die Christen widersetzten sich dem Weihrauchopfer und damit dem Kaiserkult. Denn sie wollten nicht zwei Herren dienen – und schon gar nicht opfern.

Thomas Schmitt kennt sich mit Weihrauch aus.





Den Römern war der Widerstand der Christen ein Dorn im Auge. Und so wurde der Weihrauchgebrauch zu einer Art Lackmustest für Staatstreue. Wer dem Kaiser die Weihrauchgabe verweigerte, musste dies mit dem Leben bezahlen. Die Liste der christlichen Märtyrer ist lang – auch wegen des Weihrauchs.

Das änderte sich schlagartig, als das Christentum selbst Staatsreligion wurde. Die Bischöfe wurden hohen Beamten gleichgesetzt. Fortan wurden sie in der Liturgie von einem Weihrauchträger begleitet. Heute wiederholen Ministranten beim liturgischen Einzug im Grunde genommen also das römisch-kaiserliche Hofritual. Und insofern liegt das – in meiner Heimatgemeinde damals so stark kritisierte – ‚Beweihräuchern‘ der Kirchenoffiziellen tatsächlich weiterhin in der Luft. In der Kirche Maria in Lyskirchen, am Schokoladenmuseum, hat die Gemeinde das Problem recht kreativ gelöst. Dort beweihräuchert der Priester beim Einzug die gesamte Gemeinde. Das zieht den Gottesdienst zwar etwas in die Länge, ist aber ein schönes Symbol, dass alle Getauften die gleiche Königswürde empfangen haben.

Doch Weihrauch steht für noch viel mehr als nur für die Übernahme antiker Beamtenrituale. Bereits im Alten Testament wird Weihrauch erwähnt. Ab der Spätantike sangen Mönche und Nonnen beim abendlichen Stundengebet den 141. Psalm. Dort heißt es: „Wie Weihrauch steige mein Gebet vor dir auf.“ Und so lag es nicht fern, das aufsteigende Gebet zu verbinden mit dem Entzünden von Weihrauch. Die Liturgie soll eben kein eindimensionaler Gottesdienst sein, sondern das Gotteslob in mehreren Facetten entfalten, auch multisensorisch.

Was aber zeichnet guten Weihrauch aus? Wie gelingt es, dass das Kratzen im Hals ausbleibt? Thomas Schmitt rät, die Körner nicht auf den heißesten Punkt der Kohle zu legen: „Sobald die Körner schwarz werden, wird das unangenehm.“ Dass manche Gottesdienstbesucher den Weihrauch wegen möglicher Gesundheitsgefahren aus den Kirchen verbannen wollen, hält Schmitt für überzogen. „Die Feinstaubdebatte ist hierzulande ein Politikum. Armes Deutschland, wenn es beim Weihrauch am Feinstaub scheitert.“ Bei gutem Weihrauch seien auch keine Fremdstoffe beige-mischt, wie in günstigeren Sorten. Weihrauch sei im Grunde ein Naturprodukt. Das Harz des Weihrauchbaumes wird in der Regel aus Afrika, vornehmlich Somalia, oder von der arabischen Halbinsel importiert. Die kleinen Bäume wachsen in trockenen Gebieten. Zwischen April und Oktober werden die Stämme angeritzt, so dass das Harz austritt, in gummiartiger Konsistenz. Erst nach drei Wochen ist es hart genug, um es zu ernten.

Neben dem klassischen Weihrauch gibt es, vor allem in der Ostkirche, zahllose weitere Duftstoffe, vom Rosenharz bis zum Amber. Dabei sind unter Liturgiefreunden die Geschmäcker verschieden. In Schmitts Paramentenladen ist die Sorte ‚Pontifikal‘ die meistgekauft. Speziell beliebt in Köln sind drei Sorten, die nach den Heiligen Drei Königen benannt wurden: Caspar, Melchior und Balthasar heißen sie. Kein Wunder: Immerhin berichtet die Bibel, dass die drei Weisen aus dem Morgenland neben Myrrhe und Gold den Weihrauch im Gepäck hatten. Nicht als Mittel gegen Rheuma, sondern, um Gott zu loben – mit allen Sinnen.



» Wer nicht mit der Zeit geht, GEHT MIT DER ZEIT! «

Schornsteinfeger Philipp Ritters steigt nicht nur auf Dächer.

Text & Fotos: Carolin Dörmbach

Zugegeben, als wir im Redaktionsteam an Schornsteinfeger dachten, dachten wir vor allem an Dächer, Aufstieg und Höhe. An ein Handwerk mit Tradition. Jetzt, im Büro von Philipp Ritters in der Knechtstedener Straße in Nippes, wird mir auf den ersten Blick klar, dass das nur einen Teil der Wahrheit ausmacht. Der andere Teil ist ein sauberes Büro mit Aktenschränken, zwei großen Monitoren und einem modernen Schreibtisch. Und einem Schornsteinfegermeister, dessen Arbeitsanzug

zwar schwarz ist, sonst aber mit der traditionellen Kluft nichts zu tun hat.

„Zu unpraktisch“, erklärt Philipp Ritters knapp. „Zu wenig Taschen für den ganzen Kram, den man so dabei haben muss.“

Der 36-Jährige kommt aus einer Schornsteinfegerfamilie. Der Vater begeisterte ihn für den Beruf – auch, wenn Ritters sich für die Ausbildung bewusst einen anderen Lehrmeister suchte. Und von Anfang an wusste, dass er – anders als in anderen Hand-

werksberufen – keinen Familienbetrieb würde übernehmen können. Denn für Schornsteinfeger ist Deutschland in Bezirke aufgeteilt. Wer einen Bezirk betreuen will, muss sich bewerben, und zwar alle sieben Jahre neu. Die Chancen auf Verlängerung stehen gut, da die zuständigen Bauämter an Kontinuität interessiert sind. Trotzdem muss die Qualität der Arbeit stimmen. Und ohne Weiterbildung läuft nichts in einer Innung, die bereits ihren Auszubildenden klar macht: Wer nicht mit der Zeit geht, geht mit der Zeit.

„Früher wurde mit Kohle und Holz geheizt, dann mit Öl, heute eben mit Gas“, bringt Ritters es sachlich auf den Punkt. „Wenn irgendwann die fossilen Brennstoffe auslaufen, fallen die klassischen Arbeiten auch weg.“

Schwazze Kääls und Käsekuchen

Und deshalb heißt es schon jetzt, neue Tätigkeitsfelder zu erschließen. Ritters setzt auf Energieberatung und die Wartung von Lüftungen. Auch der Luftaustausch in innenliegenden Bädern sichert in Städten wie Köln viele Aufträge. Andere Kollegen spezialisieren sich als so genannte Schimmelreiter und kümmern sich um das Zuviel an Feuchtigkeit in Wohnungen. Wieder andere setzen auf Installation und Wartung von Rauchmeldern. Weitere Arbeitsfelder könnten dazukommen, aber auch wegfallen – je nach Regierung und Reformen.

„Aber damit stehen wir ja nicht allein“, findet Ritters. „Wer arbeitet denn heute noch vierzig Jahre lang in einem Beruf?“

Immerhin bis 2024 wird er dem Sechzigviertel, der autofreien Siedlung in Nippes und Teilen des



Bezirksschornsteinfeger Philipp Ritters in voller Arbeitsmontur.

Agnesviertels als Bezirksschornsteinfeger erhalten bleiben. Und sich auch danach wieder für den Bezirk bewerben. Weil er sich wohlfühlt im Kölner Norden, als geborener Mönchengladbacher sogar Mitglied bei den Schwazze Kääls ist – einem Karnevalsverein, dem ursprünglich nur Schornsteinfeger angehören durften. Weil er die Menschen hier mag, die ihn auch in Alltagskleidung freundlich auf der Straße grüßen und bei Hausbesuchen schon mal mit selbst gebackenem Käsekuchen erfreuen. Was er außerdem an seinem Beruf schätzt? Die Eigenständigkeit und viel draußen zu sein. Den ruhigen Gegenpol, den ihm die Arbeit im Büro bietet. Und nicht zuletzt das positive Image des Schornsteinfegers.

„Wenn ich auf Partys erzähle, was ich mache, wollen viele mehr darüber wissen“, lacht er.

„Und immer wieder fragen Menschen, ob sie mich anfassen dürfen. Weil das ja Glück bringen soll.“

Sie dürfen. Genauso dürfen sich Kunden im Januar über spezielle Glücksmünzen freuen und die Kinder der gegenüberliegenden Kita an dem kleinen Schaufenster, in dem Ritters viele kleine Schornsteinfegerfiguren ausstellt. Philipp Ritters selbst freut sich über die Ausblicke, die er seinem Beruf verdankt. Vor allem im Agnesviertel. Weil hier viele Häuser mit flachen Dächern stehen, auf denen er einen Moment innehalten und die Aussicht genießen kann.

„Ich hätte gar nicht gedacht, dass es so viele grüne Hinterhöfe und Dachterrassen in der Stadt gibt“, erzählt er strahlend.

Angst vor der Höhe hat er nicht. Höchstens ein wenig Ehrfurcht vor der Schönheit der Welt. Und genaue Vorgaben für Arbeitssicherheit.

„Die Zeiten, in denen man barfuß über nasse Dächer gehen durfte, sind vorbei“, lacht er.

„Das ist ja irgendwie auch gut so.“

Große und kleine Impressionen:
Blick über die Melchiorstraße zum Dom hin, Schaufenster für Kita-Kinder mit Glücksbringern.



Hinabsteigen zu den FUNDAMENTEN

Die Krypten von St. Kunibert und St. Agnes könnten unterschiedlicher kaum sein. Lassen wir uns auf ihre Geschichten ein.

Text: Hilde Naurath

Fotos: Hilde Naurath, Peter Otten

Wenn wir in das Reich unserer vorgeburtlichen Existenz hinabsteigen könnten, dann würden wir Kölner in der Krypta von St. Kunibert im Brunnenschacht landen. Dort spielten wir als ungeborene Kinder in einem lichtdurchfluteten Raum, behütet von einer holden Dame – manche munkeln, es sei die Gottesmutter höchstselbst gewesen. Wenn eine irdische Dame sich sehnlichst ein Kind wünschte, dann kam sie zum Brunnen und trank dessen Wasser. Dann musterte uns unsere Behüterin sorgfältig, bis sie das passende Kind für die künftige Mutter droben gefunden hatte. Neun Monate warteten wir, bis uns der Storch unserer neuen Mutter überbrachte. Kölsche Säuglinge erinnern sich noch an all die Wonnen und lächeln deshalb vor Seligkeit – oder aber sie weinen, weil sie all die Herrlichkeit so arg vermissen.

Wenn wir in die Krypten unserer Kirchen hinabsteigen, dann landen wir laut dem gleichnamigen Buch des Kirchenhistorikers Hubert Wolf im verborgenen Fundament der Kirche: verborgen ist der eigentliche griechische Wortsinn von *krypta*.

Seit den ersten Kirchenbauten über die Romanik bis zum Aufkommen der Gotik besaß so gut wie jedes Gotteshaus eine Krypta, einen unter der Erdoberfläche gelegenen Raum unterhalb des Altars. Sie stellte das eigentliche Fundament der Kirche, ihre materielle und geistliche Basis dar. In der Krypta befand sich das Grab des Heiligen, dem die Kirche geweiht war: Der sichtbare Altar oben im Gottesdienstraum benötigte als unverzichtbare Grundlage das unsichtbare Heiligengrab in der Krypta. In die Krypta hinabsteigen bedeutet, einen Moment innezuhalten und sich der Fundamente zu vergewissern.

Legenden und Leiden

Wenn wir in unserer spätromanischen Kirche St. Kunibert in die geschichtsträchtig dunkle Krypta hinabsteigen und dort in den alten Brunnen, den Kunibertspütz, hinuntersehen, dann vermischen sich Sagen und Eckdaten aus weit über tausend Jahren. Der 17 Meter tiefe Brunnen stammt aus spätrömischer Zeit. Vielleicht war er Bestandteil eines heidnischen Fruchtbarkeitskults. Im siebten Jahrhundert ließ Bischof Kunibert neben dem Brunnen eine erste Kirche bauen, vielleicht in



Nur zu besonderen Anlässen zu besichtigen: Die geschichtsträchtige Krypta von St. Kunibert.

einer kleinen Schiffer- und Fischersiedlung, weit vor den Toren der römischen Stadt. Er widmete sie Clemens I., dem dritten Nachfolger Petri, auf dessen Gebet hin sich ein Wasserwunder ereignet hatte. Im achten Jahrhundert wurden die Leichname der angelsächsischen Brüder Ewaldi, die bei der Mission unter den Sachsen den Märtyrertod gefunden hatten, im Brunnen angeschwemmt. Im dreizehnten Jahrhundert wurde ein Neubau fällig, nicht nur, weil sowohl die Brüder Ewaldi als auch Kunibert zur Ehre der Altäre erhoben worden waren. Der nun ihnen gewidmete Bau sollte prächtiger werden als je zuvor. Um den Abfall des Geländes zum Rhein hin auszugleichen, wurde im Osten des Vorgängerbaus ein Unterbau errichtet und in diese Substruktion für die neue Apsis der Brunnen einbezogen. So findet sich in der jüngsten romanischen Kirche Kölns kein Grab eines Heiligen unter dem Chor, sondern ein uralter Brunnen, Symbol für einen die Zeiten verbindenden Lebensquell.

Wenn wir in unserer neugotischen Kirche St. Agnes in die modern weiße Krypta hinabsteigen und uns zwischen den Säulen und Bänken orientieren, dann werden wir konfrontiert mit Fakten und Biographien des 20. Jahrhunderts. Die Krypta wurde auf ausdrücklichen Wunsch des Stifters Peter Joseph Roeckerath gebaut. Als abgeschlossener Gottesdienstraum sollte sie der wachsenden Gemeinde polnischer und italienischer Arbeiter dienen. Zu dieser Nutzung kam es allerdings nie. Im Zweiten Weltkrieg wurden hier Gottesdienste gefeiert. Als die Kirche infolge der Bombardierungen einstürzte, wurden beide Eingänge zur Krypta blockiert; die Gottesdienstbesucher entkamen durch eins der Fenster. Am 25. Januar 1945 feierte hier ein Häuflein versprengter Gläubiger die Exequien für den von den Nationalsozialisten erhängten Gewerkschafter Nikolaus Groß. In den 1990er-Jahren ließ Pfarrer Hans-Ulrich Wiese die Krypta als Andachts- und Gedenkraum für ihn

und zwei weitere Widerstandskämpfer gestalten. Nikolaus Groß, Prälat Otto Müller und Bernhard Letterhaus gehörten der Verbandsleitung der Katholischen Arbeitnehmer-Bewegung an. Müller starb in Gefangenschaft, Letterhaus und Groß wurden hingerichtet. Der kürzlich verstorbene Anatol Herzfeld (s. Rückseite) gestaltete die Krypta als grell beleuchtete Gefängniszelle mit vergitterten Fenstern. Eine rostfarbene Figurengruppe zeigt den zum Tode verurteilten Juden Jesus zwischen den Machthabern Pilatus und Kajaphas. Bereits seit Vorkriegszeiten vergegenwärtigt eine Pieta das zeitlose Leid einer Mutter, die um ihr totes Kind trauert. Und auch in der Agneskirche findet sich kein Grab eines Heiligen unter dem Chor.



Die Pieta schuf Nikolaus Steinbach 1907.

Als sich Marianne Reichartz am 23. Januar 2005 in der Krypta der Agneskirche erinnerte, hatte sie den Vater konkret vor Augen: „Heute vor sechzig Jahren wurde mein Vater, Nikolaus Groß, für seinen Glauben, sein Eintreten für Gerechtigkeit und Menschenwürde hingerichtet. In dieser Pfarrgemeinde St. Agnes hat er mit uns, seiner Familie, gelebt. Hier

schrieb er den Brief, der heute in der Krypta, unserer Märtyrerkrypta, sichtbar gemacht wird. Er ist Teil eines intensiven Briefwechsels zwischen Vater und Tochter. [...] Ich war siebzehn Jahre alt und in einer Phase der Orientierungslosigkeit. Ich habe diesen Brief, der nun eine Reliquie ist, ausgewählt, weil seine Kernaussage für mich in dieser schweren Zeit eine große Hilfe gewesen ist: ‚... dass Du Dich selbst behauptest.‘ Die Betonung liegt nicht auf ‚behauptest‘, sondern auf ‚selbst‘. Meinem Vater ging es nicht um Ratschläge und fertige Lösungen; es ging ihm darum, den Blick der Tochter zu schärfen, um sie selbst zu Entscheidungen fähig zu machen. [...] Nach der Seligsprechung meines Vaters wurde vieles, was bis dahin privat gewesen war, auch

Die Krypta ist Gedenkstätte für Widerstandskämpfer.

anderen zugänglich. Nun ist es auch dieser Brief. Er ist zu einer Reliquie geworden, etwas, das von einem Menschen geblieben ist, den wir verehren. Nach dem Willen der damaligen Machthaber sollte von den Glaubenszeugen und Widerstandskämpfern nichts übrig bleiben. Die Asche der Ermordeten wurde auf Riesefeldern in alle Winde verstreut. Ausgelöscht sollten sie sein, als hätte es sie nie gegeben. Aber nur der Leib wurde vernichtet, nicht der Geist; das macht dieser Brief deutlich. Er wirkt wie

ein Transparent eines Menschen, der sein Selbst nie aufgegeben hat. Sein Geist lebt unter uns.“¹

Wenn wir in die Krypten unserer Kirchen hinabsteigen, dann können wir die Bandbreite unserer Glaubensgeschichte erahnen. Kunibert erinnert an unschuldig Leben, Agnes an schuldloses Sterben. Steigen wir öfter hinab zu den Fundamenten unserer Kirche. Nur wenn wir uns erinnern, können wir die Zukunft gestalten – und den Moment atmen.



Zu den Öffnungszeiten der Kirche zu besichtigen: Die moderne Krypta von St. Agnes.

¹ Auszug aus der Ansprache von Marianne Reichartz in der Agneskirche anlässlich der Einweihung eines Reliquiars mit einem Brief ihres Vaters Nikolaus Groß. Online: <https://bit.ly/2YKzjM>

AUFSTEIGEN in den Himmel

Ein kleines Bild in St. Ursula erzählt die große Geschichte von Christi Himmelfahrt.

Text: Dominik Meiering

Foto: Hilde Naurath

Man sieht es nicht sofort. Es ist etwas versteckt. Relativ klein, nur 80 Zentimeter hoch. Auf einem Gurtbogen im Turmbereich unserer Kirche Sankt Ursula. Links über der Pieta, an der Westseite, in drei Metern Höhe. Ein altes Fresko, ein in feuchten Putz gemaltes Bild. Es stammt aus dem 14. Jahrhundert und hat offensichtlich einiges mitgemacht. Die Strahlkraft der Farben ist etwas verblasst. Und der Putz, auf den gemalt wurde, ist später aufgeraut worden, um dort etwas Moderneres drüber zu malen. Aber das kleine Fresko ist noch da, wieder hervorgeholt. Und es erzählt immer noch seine Geschichte.

Es geht um das Aufsteigen, den Aufstieg Jesu in den Himmel, Christi Himmelfahrt. Die Illustration einer Erzählung aus den Evangelien und der Apostelgeschichte. Dort heißt es: Jesus wurde vor den Augen der Apostel emporgehoben, eine Wolke nahm ihn auf und entzog ihm ihren Blicken. Der unbekannte Maler hat die wichtigsten Dinge festgehalten: Unten die zwölf Apostel, wobei der heilige Petrus als der ‚Fels‘ und Anführer der Apostel durch seine typische Frisur und die grauen

Haare identifizierbar ist. Und die Gottesmutter Maria kann man sehen. Wohl weil es an verschiedenen anderen Stellen der Heiligen Schrift – wie z.B. beim Pfingstfest – selbstverständlich ist, dass Maria mit von der Partie ist. Und dann der grüne Hügel, von dem Jesus in den Himmel auffährt. Jesus, der Auferstandene, mit dem roten Festgewand, mit den Wundmalen an den Händen und Füßen. Er segnet mit der rechten Hand, während die Linke ein Siegeszeichen hält: die Kreuzesfahne der Auferstehung. Vor dem blauen Himmel sieht man den weißen Schleier der Wolke, der den Hintergrund bildet und das Geschehen verhüllt. Jesus hat seinen Blick nach oben gewandt. Dem Vater im Himmel entgegen. Die am Boden sind fromm auf die Knie gefallen, haben die Hände gefaltet und schauen ehrfürchtig nach oben, gläubig dem unglaublichen Geschehen hinterher.

Himmelfahrt – Zeitenwende

Das Ereignis schildert eine Zeitenwende. Die Zeit der Evangelien endet. Sie berichten vom Leben Jesu – von seiner Geburt bis zu seinen Erscheinungen als Auferstandener. Hier beginnt etwas Neues: Die Apostelgeschichte schildert das Leben und Wirken der Apostel nach der Himmelfahrt Christi.



Es beginnt eine neue Zeit, die Zeit derer, die gesandt sind. Die Jünger sollen die Berufung Jesu Christi fortsetzen. So, wie er es ihnen aufgetragen hat: „Geht hin in die ganze Welt und verkündet die Frohe Botschaft.“

Eingehüllt in das Gotteszeichen der Wolke entschwindet Christus den Blicken seiner Jünger. Die Jünger stehen da und schauen zum Himmel empor, starren in die Luft und suchen zu begreifen, was da geschieht. In der biblischen Geschichte erscheinen zu diesem Augenblick zwei Engel in weißen Gewändern und rufen den Jüngern zu: „Ihr Männer von Galiläa, was steht ihr da und schaut zum Himmel empor? Dieser Jesus, der von euch weg in den Himmel aufgenommen wurde, wird ebenso wiederkommen, wie ihr ihn habt hingehen sehen zum Himmel.“

Was steht ihr da und schaut zum Himmel empor? Startet nicht wie Hans Guck-in-die-Luft und träumt. Schaut, dass ihr tut, was euch aufgetragen ist! Die Zeit der Glaubenszeugen, die Zeit der Kirche hat begonnen. Eure Zeit hat begonnen! Nicht in Wolkenkuckucksheimen leben und mit einer schön

Frei sein wie einer,
der ewig und
unendlich ist.

gefärbten Brille verträumt nach dem Himmel schielen. Sondern Bodenhaftigkeit bewahren, aufpassen, dass der Blick auf die Wirklichkeit nicht verlorengeht. Schauen, wo es drauf ankommt. Das Beispiel Jesu weiterleben, weitergeben, weiterschicken.

Es gibt da eine lustige legendenhafte Geschichte. Als ein sowjetisches Staatsoberhaupt einmal über Christi Himmelfahrt in Deutschland zu Besuch war und fragte, was denn am Himmelfahrtstag gefeiert werde, soll man ihm gesagt haben: Wir gedenken der deutschen Raumfahrt.

Das Aufsteigen Christi ist nicht ein mit Rauchwolken versehenes Unternehmen eines Astronauten. Und der Himmel, in den Christus emporgehoben wird, ist nicht der Himmel, den die Piloten und Weltraumfahrer erleben. Christi Himmelfahrt ist die Rückkehr des Gottessohnes in die Wirklichkeit des Gottvaters, die wir mit dem unendlichen und ewigen ‚Himmel‘ zu beschreiben versuchen. Eine Wirklichkeit, anders als unsere begrenzte Wirklichkeit in Raum und Zeit.

Für mich ist das kleine Fresko eine Aufforderung zu glauben, dass wir nicht nur irdisch sind. Glaubende Menschen sind auch himmlisch. Wie Jesus. Im Hier und Jetzt leben und gleichzeitig so frei sein wie einer, der ewig und unendlich ist.

Augenhöhe statt KONKURRENZ

Welche Kirchen steigen weltweit gesehen auf? Zu einem Blick über den eigenen Kirchturm hinaus lädt der ehemalige Generalsekretär des Ökumenischen Rats der Kirchen ein, Professor Dr. Konrad Raiser.

Text & Foto: Hilde Naurath

Ist das Christentum eine Aufsteigerreligion?

Raiser: So allgemein kann man das nicht sagen. Das Christentum hat in den letzten 100 Jahren seinen Anteil an der Weltbevölkerung nicht verändert: Er beträgt nach wie vor ca. ein Drittel, das sind ca. 2,3 Milliarden Christen. Das heißt, die Weltbevölkerung hat enorm zugenommen, das Christentum ist mitgewachsen. Der Anteil der Muslime ist in derselben Periode sehr deutlich gewachsen, von ca. 12 Prozent Anfang des letzten Jahrhunderts auf derzeit ca. 20 Prozent, das sind ca. 1,6 Milliarden Muslime. Deren Zuwachs wird weiter steigen, möglicherweise auf 28 Prozent Mitte des 21. Jahrhunderts. Dann stellen Muslime und Christen zusammen nahezu zwei Drittel der Weltbevölkerung. Der Anteil der Hindus ist ein wenig gestiegen, der der Buddhisten verzeichnet einen leichten Rückgang.

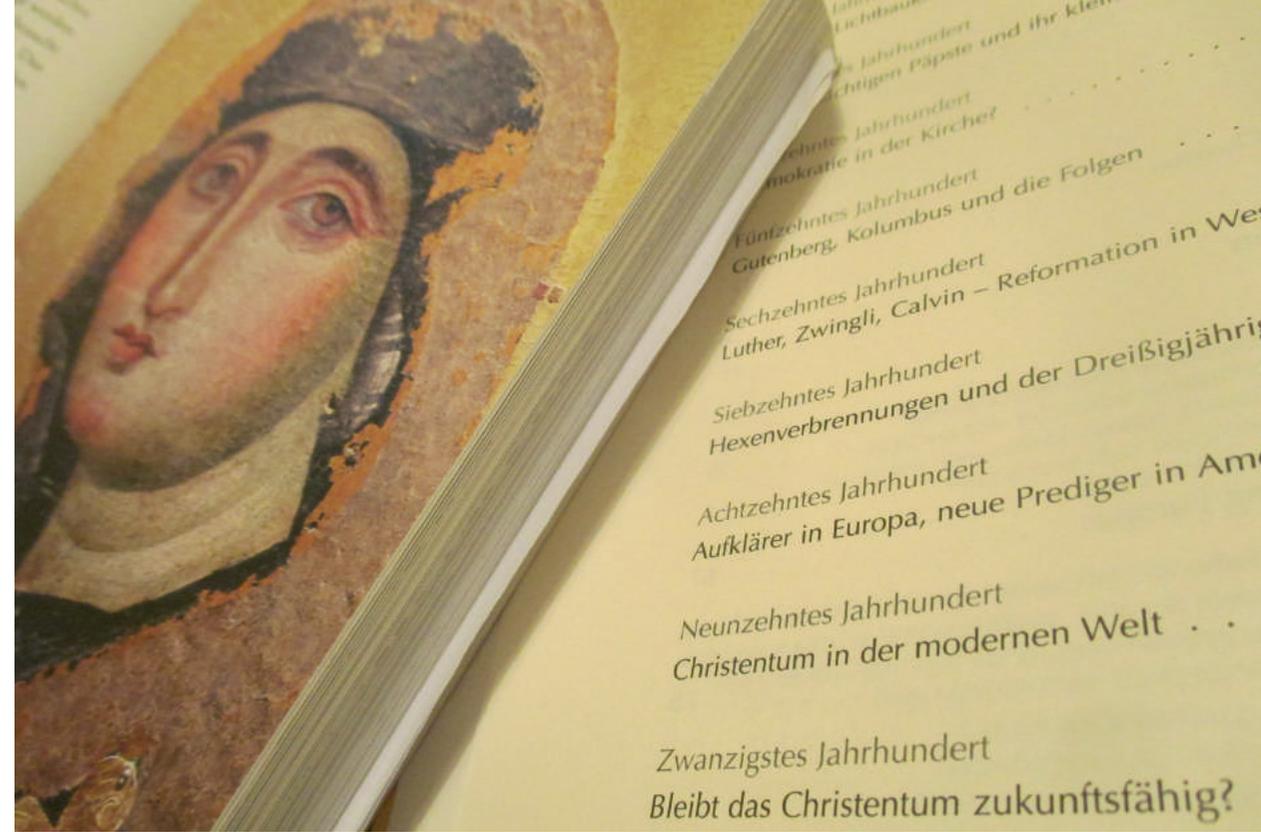
Wie viele Kirchen gibt es innerhalb des Christentums?

Oh, da gibt es unendlich viele, vor allem sehr, sehr viele kleine Denominationen, allein die World Christian Data Base informiert über 9.000

christliche Denominationen. Es gibt drei große Traditionsströmungen: Der Protestantismus inklusive der seit der Mitte des 20. Jahrhunderts prägenden Freikirchen sowie die katholische und die orthodoxe Tradition. Sehr stark gewachsen ist die Anzahl der Pfingstkirchen, die in der Regel kongregationalistisch sind, das heißt, dass sie ihren Schwerpunkt auf einer lokalen Gemeinde haben, die allerdings sehr groß sein kann.

Welche der christlichen Kirchen steigen weltweit auf?

Die Katholiken haben in Afrika deutlich zugenommen – insgesamt wächst die Anzahl an Christen in Afrika sehr stark. Vielleicht gibt es bis Mitte dieses Jahrhunderts allein in Afrika eine Milliarde Christen. Das wäre dann die Hälfte aller Christen weltweit. Vor allem in Ost- und Westafrika betrifft das Anwachsen der charismatischen Bewegung gleichzeitig auch die katholische Kirche: Ein Drittel der Katholiken in Ländern wie Kenia und Nigeria sind katholisch-charismatisch. Gleiches gilt für Länder wie Brasilien und die Philippinen, in denen die Erneuerungsbewegung sehr stark ist.



Die Geschichte des Christentums brachte unzählige Kirchen hervor. Anzahl an Christen und Kirchen weltweit derzeit: steigend.

Wieso ist die katholische Kirche weltweit erfolgreich?

Das liegt wohl an der Tatsache, dass sie eine Weltkirche ist: Sie beheimatet Menschen unterschiedlicher Kulturen und Sprachen in gleicher Weise; Menschen, die sich wechselseitig anerkennen. Die gemeinsamen Strukturen wie weltweit gleiche Gottesdienste und Ordnungen üben auf bestimmte Menschen eine große Anziehungskraft aus.

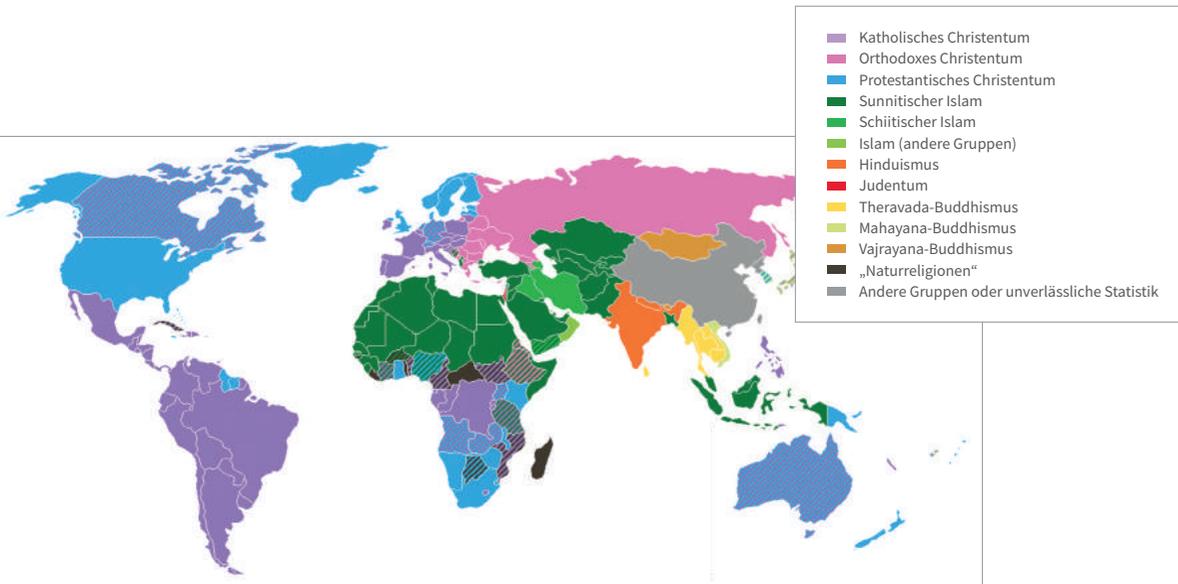
Welche Gründe stehen hinter der Ausbreitung der Kirchen?

Grund ist vor allem das Bevölkerungswachstum. Es gibt auch Bildungs- und Evangelisierungsangebote, aber der Zuwachs beruht nicht auf gezielten Missionsbewegungen. Auch die unterschiedlichen Strukturen der Kirchen – wie die zentralistische

römisch-katholische Kirche und die auf lokalen Einheiten beruhenden Kirchen – spielen bei der Ausbreitung kaum eine Rolle: Die pfingstlich-charismatische Bewegung hat inzwischen viele der ‚protestantischen‘ Kirchen und die römisch-katholische Kirche vor allem im globalen Süden erfasst.

Was wünschen Sie sich von der römisch-katholischen Kirche?

Dass sie die reformatorischen Kirchen anerkennt, unter Verweis auf die gemeinsame Taufe als Grundlage unserer christlichen Existenz, und die Öffnung zu gottesdienstlicher Gemeinschaft. Die liturgiewissenschaftlichen und theologischen Voraussetzungen sind geklärt. Nun bedarf es eines geistlichen Urteils, um bisher aufrechterhaltene



Weltkarte der Religionen nach Staaten: Das Christentum ist die einzige wirklich globale Religion mit Präsenz in allen Weltregionen. Vereinfachte Darstellung. (Quelle: Wikipedia)

Schranken zu überwinden. Ich wünsche mir eine Zusammenarbeit in wechselseitiger Anerkennung als Kirchen, die alle verwurzelt sind im Glauben an Jesus Christus, auf der Grundlage des Glaubensbekenntnisses, als Glieder der einen Familie Gottes. Ich wünsche mir Kirchen, die einander auf Augenhöhe begegnen und wie selbstverständlich miteinander umgehen. Die ökumenische Bewegung arbeitet für diese gegenseitige Anerkennung.

War die Reformation der Beginn des Niedergangs der einen, heiligen Kirche?

Für mich nicht. Sie besteht nach wie vor. Alle Kirchen bekennen die eine, heilige, katholische („allumfassende“), apostolische Kirche. Wie sich diese Kirche sichtbar darstellt, das ist ein Problem nicht erst seit der Reformation. Zuvor gab es bereits die orthodoxe Trennung, die bis heute nicht aufgehoben ist. Als Kirche ringen wir darum, wie wir auftreten.

Was können wir von den aufsteigenden pfingstlich-charismatischen Kirchen lernen?

Die wachsende charismatische Erneuerungsbewegung in der katholischen Kirche zeigt, dass die charismatische Frömmigkeit sehr stark die Emotionen anspricht – das erfährt auch in den historischen protestantischen Kirchen große Resonanz. Dies sollte einen Lernprozess, eine Öffnung für neue Formen der Frömmigkeit in Gang setzen. Ein Kennzeichen der pfingstlich-charismatischen Bewegungen ist das Erfahren des Heiligen Geistes, die Gewinnung geistlicher Kraft. Diese Bewegungen haben angefangen, die Präsenz des Geistes in Heilungen zu praktizieren, in Geistheilungen, in Gebetsheilungen. Sie greifen dabei auf traditionelle, zentrale Elemente religiöser Erfahrungen zurück. Sie setzen auf eine Religion, die Heilungskräfte freisetzt: Heilung von Mächten des Bösen, von Krankheit und Tod. Die elementare Erfahrung des Wirkens des Heiligen

Geistes ist eine Dimension der pfingstlich-charismatischen Kirche, die wir ernst nehmen sollten.

Was haben diese weltweiten Entwicklungen mit der Agnesgemeinde in Köln oder Ihrer evangelischen Gemeinde in Berlin zu tun?

Die Öffnung unseres Blicks über unsere jeweilige kirchliche Institution hinaus zeigt einen großen Reichtum christlichen Lebens, konkret erfahrbar beispielsweise über Gesangbücher aus Asien, Afrika, Lateinamerika. Neue Blicke auf die biblischen Traditionen aus anderen Kulturen befruchten unseren Blick. Es gibt eine kontextuelle Theologie. Was die ökumenische Bewegung an Impulsen vermittelt hat, lässt sich in vielerlei Hinsicht sichtbar machen.

Zu guter Letzt: Fehlt aus Ihrer Sicht noch ein Aspekt hinsichtlich des Auf- und Abstiegs von Kirchen?

Nun, ich denke eigentlich nicht in diesen Kategorien, die mir zu sehr im Schema der Konkurrenz gedacht sind, auch beim Christentum gegenüber anderen Religionen. Wir sollten lernen, einander ohne Vorurteile zu begegnen. So ist die Sorge vor einer Überwältigung durch die muslimische Gemeinschaft übertrieben. Die muslimische Gemeinschaft erlebt derzeit eine Erneuerung mit vielen Krisen, die vergleichbar sind mit Prozessen im Christentum. 96 Prozent aller Muslime weltweit leben in Afrika und Asien. Dort nimmt ihr Anteil zu, Indonesien ist bereits heute das Land mit der größten muslimischen Bevölkerung weltweit. In Europa leben nur zwei Prozent Muslime, das Wachstum ist sehr gering. Der Vergleich mit anderen Religionen zeigt, dass das Christentum die einzige wirklich globale Religion mit Präsenz in allen Weltregionen ist.



Ökumene-Veteran: Konrad Raiser

Ökumenischer Rat der Kirchen

Der Ökumenische Rat der Kirchen (ÖRK) ist ein organisatorisches Instrument der ökumenischen Bewegung, deren Ziel die Überwindung der konfessionellen Trennung des Christentums ist. Er zählt derzeit 350 Mitgliedskirchen, das sind mehr als 500 Millionen Christen in Kirchen, Denominationen und kirchlichen Gemeinschaften in aller Welt. Zu ihnen zählen die Mehrzahl der orthodoxen Kirchen, zahlreiche anglikanische, baptistische, lutherische, methodistische und reformierte Kirchen sowie viele vereinigte und unabhängige Kirchen. Die katholische Kirche mit ca. 1,3 Milliarden Mitgliedern gehört aus ihrem Selbstverständnis heraus dem ÖRK als einzige große christliche Kirche nicht an.

Der evangelische Theologe Professor Dr. Konrad Raiser war von 1993–2003 Generalsekretär des ÖRK. Heute lebt er im Ruhestand in Berlin. 2017 veröffentlichte er ‚500 Jahre Reformation weltweit‘.

» Ich finde es total wichtig, DASS KINDER MUSIZIEREN «

Seit November 2018 ist Matthias Bartsch Seelsorgebereichsmusiker in St. Agnes. Seine große Leidenschaft sind Chöre. Und deswegen wünscht er sich, dass vor allem viele Kinder singen.

Text: aufgezeichnet von Peter Otten

Foto: Peter Otten

Ich habe mit Geige angefangen. Und mein Bruder mit Klavier. Aber irgendwann habe ich mir selber ein Weihnachtslied auf dem Klavier beigebracht. Das fand ich spannender, weil man mit dem Klavier viel besser mehrstimmig spielen kann. Da war ich ungefähr 13 Jahre alt. Da sagte meine Mutter: Nächste Woche gehst du zum Klavierunterricht. Mein Klavierlehrer war unser Kirchenmusiker, bei dem ich auch im Kinderchor gesungen habe.

Dann habe ich wie ein Bescheuerter Klavier geübt. Aber einmal nicht. Da sagte der Lehrer: Komm, wir gehen hoch zur Orgel. Und in gewisser Weise bin ich von diesem Tag an oben sitzen geblieben.

Dann habe ich den C-Kirchenmusiker-Schein gemacht. Schon vor dem Abitur. Der C-Schein war sozusagen der Einstieg in die Kirchenmusik. Bei der Zeugnisübergabe in Aachen meinte einer aus der Prüfungskommission: „Das war so super! Überlegen Sie sich, ob Sie daraus nicht was machen wollen.“

Und dann habe ich das gemacht. Gegen Widerstände. Denn meine Eltern sagten natürlich: Lern

was Ordentliches. Zum Beispiel Chemie oder Verfahrenstechnik. Tja.

Ich habe das große Glück, dass ich meine Leidenschaften zu meinem Beruf machen konnte: Der Zauber der Musik. Die Orgel. Das Singen. Manche Kollegen sagen, darin liege eine Gefahr. Sie sagen: Wenn Menschen etwas, das sie lieben, zu ihrem Beruf machen, verlieren sie das Feuer. Das ist mir zum Glück noch nie passiert. Im Gegenteil.

Denn der Zauber der Musik ist deren eigene Sprache, die jeder versteht. Oder: jeder versteht irgendwas davon. Auch der, der von sich sagt, er sei total unmusikalisch. Auch der liebt ja meistens etwas von der Musik. Gott sei Dank! Die Musik drückt das aus, was du mit Worten nicht sagen kannst. Es gibt Musik, da schwingt was anderes mit. Größe. Erhabenheit. Das kannst du nicht beschreiben. Das musst du, ja, hören.

Ich finde es total wichtig, dass Kinder musizieren, weil ich das ja selber als wichtig und wertvoll erlebt habe. Gott sei Dank ist das Singen seit ein paar Jahren wieder viel mehr im Bewusstsein. Denn die Stimme hat jeder dabei. Und kann sofort loslegen. Ohne großen Aufwand. Und wenn nur vier Menschen zusammenkommen, dann hast du



Schon 70 Kinder singen in den Kinderchören von Matthias Bartsch. Ein kompetenhafter Aufstieg.

schon vier Stimmen und damit ein kleines Ensemble und kannst was machen.

Ich finde, Kinder begeistert man am besten so früh wie möglich fürs Singen, damit sie auch dabeibleiben. Selbst die erste Schulklasse kann schon zu spät sein. Denn da beginnt dann eine neue Orientierungsphase. Und schnell gibt's da andere Hobbys, die viel Zeit brauchen. Dann ist das Singen bestenfalls etwas, das Kinder auch noch irgendwie machen. Hier in der Agnespfarre ist ja das Großartige, dass Kindergarten und Pfarrzentrum praktisch ein und dasselbe sind. Gute Voraussetzungen. Da habe ich gedacht: Probieren wir das mal aus. Und ich habe mit einem neuen Kinderchor begonnen. Im Moment gibt es drei Altersgruppen: Drei- und vierjährige Kinder, dann fünf- und sechsjährige Kinder und als dritte Gruppe Kinder im Grundschulalter. Inzwischen sind so viele Kinder da, dass ich die ersten beiden Gruppen teilen musste. Wir singen jetzt dienstags und freitags. Auch der Jugendchor will weitermachen. So kommen wir insgesamt auf im Moment etwa 70 singende Kinder und Jugendliche.

Wir überlegen, in den anderen Innenstadtkirchen ähnliche Chorgruppen aufzumachen, angefangen in den Kitas. Bedarf gibt es reichlich. Vielleicht werden irgendwann sehr gute Sängerinnen und Sänger aus allen Gruppen innenstadtweit zusammengefasst. Dazu arbeiten wir gerade an einem Konzept. Und ab Juli mache ich eine Art Fortbildung für die Erzieherinnen und Erzieher der vier ‚kirchlichen‘ Kitas der Innenstadt. In St. Alban fangen wir mal an. Im Kindergarten wird nämlich mit den Kindern immer viel zu tief gesungen – und die Kinder sollen immer laut singen und fangen dann automatisch an, eher zu schreien. Habe ich quasi noch nie anders erlebt. Dann haben Kinder keine Chance, singen zu lernen. Das kann man total einfach verändern: Man muss das mal an seiner eigenen Stimme spüren. Das ist die erste Sofortmaßnahme. Ich finde, kirchenmusikalisch bietet der neue Sendungsraum in der Innenstadt große Chancen. Wir werden bestimmt neu denken. Natürlich muss die Gemeinde vor Ort mit einem festen Ansprechpartner immer der Ausgangspunkt sein. Aber hinter dem Horizont geht es bekanntlich weiter. Und das ist schön.

Gemeinschaft der Gläubigen, LEBENDIG UND TOT

Reliquien sind Zeugnisse einer anderen Welt – und dabei zutiefst menschlich. Der Reliquienkustos Joachim Oepen erklärt Wissenswertes rund um diese Überreste der Heiligen.

Text: Judith Uebing

Fotos: Joachim Oepen, Judith Uebing

Einmal im Jahr wurden bis vor einigen Jahren die Reliquienschreine des heiligen Kunibert und der heiligen Ewaldibrüder in einer feierlichen Prozession durch die Straßen getragen. Die sogenannte ‚Knöchelchenprozession‘ rund um St. Ursula ist noch ungleich bekannter. Doch was passiert mit den Knochen im Rest des Jahres? Wer ist für diese Reliquien zuständig – und was geschieht mit ihnen im Laufe der Zeit? Was bedeuten Reliquien überhaupt?

Sicherlich ist das Thema ‚Reliquien‘ meist ein großer, unnahbarer und auch unantastbarer Komplex, der durch seine mystische Verklärung nicht ganz greifbar werden kann, obschon Reliquien physische Artefakte, sichtbar und tatsächlich auch ganz menschlich erfahrbar, in der Mitte der katholischen Lebenswelt sind.

Im Gespräch mit Dr. Joachim Oepen, Archivar im Historischen Archiv des Erzbistums Köln und Kirchenvorstandsmitglied in St. Severin, erfahre ich einiges über den praktischen Umgang mit den

körperlichen ‚Überbleibseln‘ der Heiligen – und auch, was hinter dem ominösen Titel eines ‚Reliquienbeauftragten‘ steckt.

Im Erzbistum trägt den gewichtigen Titel ‚Reliquienbeauftragter‘ Monsignore Markus Bosbach. Von Rom wurde festgelegt, dass den Titel nur ein Priester tragen darf. Er führt vor allem das Siegel, das zentral bei der Öffnung, insbesondere aber bei der Wiederverschließung eines Reliquienschreines ist. Dem Beauftragten als sogenannte ‚Kustoden‘ zur Seite gestellt sind seit 2018 Dr. Anna Pawlik, beim Erzbistumsanbaumeister tätige Kunsthistorikerin, und eben Dr. Joachim Oepen. Diese drei hüten, wie die Amtsbezeichnung Kustode (verwandt mit dem Wort Küster) anklingen lässt, den Reliquienschatz des Erzbistums Köln.

Zunächst geht es ihnen darum, den Reliquienfundus sicher und zweckmäßig aufzubewahren und zu inventarisieren sowie die Abgabe von Reliquien zu organisieren. So werden bis heute bei Altarweihen Reliquien eingesetzt. Meist handelt es sich nur um Fragmente, aber auch diese winzigen Knöchelchen müssen ordnungsgemäß ausgeliefert werden. Vielen Menschen erscheint diese

Kennt sich mit
heiligen Knöchelchen
aus: Joachim Oepen.



Tradition bei Altarweihen als ein eher vorzeitliches Relikt, doch symbolisiert sie anschaulich die Bedeutung des Altars und der christlichen Gemeinschaft. Denn ursprünglich wurden Altäre über den Gräbern von Märtyrern errichtet, weshalb auch die Einlassung der Reliquien in den Stipes (den Unterbau) des geweihten Altars als ‚Reliquiengrab‘ bezeichnet wird. Wenn wir uns zu einem Gottesdienst versammeln, tun wir dies also nicht an einem beliebigen Tisch. Sondern wir versammeln uns auch in einer Gemeinschaft mit denen, die uns im Glauben vorangegangen sind. Der Brauch hält die Erinnerung an sie wach. Es geht keinesfalls darum, die Knochen anzubeten.

Die Würde ist heilig

Angesichts der rundum knochengeschmückten Goldenen Kammer in St. Ursula könnte der Besucher zwar das Gegenteil vermuten, doch der Kustode Oepen nennt die Anzahl der im Besitz des Erzbistums befindlichen Reliquien „erschreckend wenig“. Ihm zufolge handelt es sich nur noch um einige wenige hundert. Davon sind ein großer Teil Kleinstreliquien. Sie kamen im Barock in Mode, wurden teils in winzigen Medaillons aufbewahrt und fanden im Laufe der Zeit ihren Weg in den Reliquienbestand des Erzbistums. Sie sind aber kaum geeignet, um den Gläubigen als sinnfällige Präsenz des Heiligen zu dienen: „Rein formal passend, doch Sie sehen quasi nichts.“ Ursprünglich müsste die erzbischöfliche Sammlung unzählige Überreste des heiligen Gereon und der heiligen Ursula und der jeweiligen zahlreichen Begleiter*innen enthalten haben. Doch bei der letzten Inventarisierung stellte sich heraus, dass jeweils nur noch rund fünf Knöchelchen der

beiden Hauptheiligen verblieben sind. Da muss man also doch sparsam sein. Die Reliquien stehen übrigens ganz unspektakulär mit Nummern versehen in Archivschränken in einer Seitenempore von St. Mariä Himmelfahrt. Nur was in den Altären ist, verbleibt selbstverständlich auch dort. Darüber hinaus befinden sich in den Kirchen im Erzbistum insgesamt 19 große Reliquienschreine, deren Inhalt ebenfalls in die Verfügungsgewalt des Erzbischofs von Köln fällt.

Die komplementäre Aufgabe zur Abgabe besteht in der Übernahme von Reliquien im Falle des Abbruchs von Altären. Dabei ist die Zusammenarbeit von Kunstdenkmalpflege und Geschichtswissenschaft bzw. Archivwesen wichtig – nicht nur für einen fachwissenschaftlichen Umgang mit den Fragmenten und deren Erhaltung, sondern auch aus Respekt vor den Überresten verstorbener Menschen, deren Würde weiterhin zählt, wie Oepen festhält: „Da gehen wir als Christen eben anders mit um als so manches menschenverachtende Regime des 20. Jahrhunderts.“

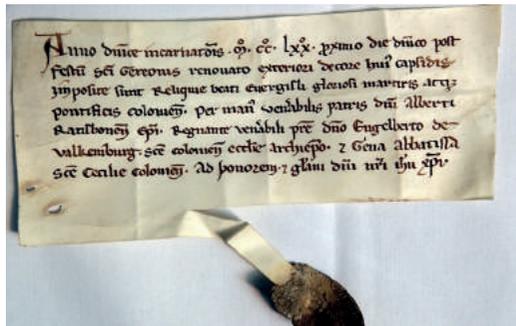
Zahlreiche Gemeinden wissen allerdings gar nicht mehr, wessen Knochen sich bei ihnen befinden. Bei einer Altarweihe wird in das Reliquiengrab zwar auch eine lateinisch verfasste Urkunde zum Heiligen gelegt – aber das Grab anschließend vermauert. Erst im 20. Jahrhundert wurde zu dieser eingemauerten Urkunde noch eine weitere für ein

Archiv ausgestellt. Wenn nun ein Altar älter oder aber das Duplikat verschwunden ist, sind auch die Hintergrundinformationen zum Heiligen nicht mehr nachvollziehbar.

Bei Reliquien geht es primär nicht um Echtheit im naturwissenschaftlichen Sinne. Sie sind gleichsam ein Medium, das an den jeweiligen Heiligen erinnert. Auch in den Urkunden steht nicht, dass die Reliquien „echt“ sind, sondern dass sie von „authentischen Orten“ stammen. Es geht darum zu fragen, wofür der jeweilige Heilige bzw. die Legende steht. Ob das Martyrium der heiligen Ursula stattgefunden hat, bleibt fraglich. Aber es zeigt sich eine Person, die für ihre christlichen Überzeugungen eingetreten ist und als Vorbild im Glauben heute noch aktuell sein kann.

Verbindung von Generationen

Selten, aber dafür mit größtmöglichen Überraschungsmomenten ausgestattet sind Schreinsöffnungen. Schon vor seiner Bestellung zum Kustoden war Oepen als Archivar bei solchen Öffnungen jahrhundertealter Heiligenschreine dabei. Schließlich erscheinen dabei todsicher Schriftgut und Siegel früherer Öffnungen, die fachkundig identifiziert und entziffert werden müssen. So wurden in Groß St. Martin Dokumente aus dem 11.



Jahrhundert gefunden. Als Konservatorin ist seine Kollegin Pawlik vor allem zuständig für kunsthistorisch wertvolle Objekte, wie auch die Schreine in St. Ursula und St. Kunibert. Ihr jüngstes derartiges Projekt war die Schreinsöffnung der heiligen Einsiedlerin Lufthildis in ihrer Kirche in Meckenheim-Lüftelberg, wobei auch der Inhalt dokumentiert und bestimmt wurde. Laut Oepen „ein bisschen wie eine große Wundertüte: Man weiß selten genau, was zum Vorschein kommt.“

Die Reliquienverehrung hat sich im Laufe der Jahrhunderte stark verändert. Jahrhundertlang war eine Schaudevotion üblich, ein explizites Schaubedürfnis gegenüber dem Heiligen inklusive tiefer Demut vor dem Sichtbaren. Spätestens seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil nahm diese klassische Reliquienfrömmigkeit stark ab zugunsten einer inneren Frömmigkeit, die greifbare Objekte vorangegangener Vorbilder als Symbole weniger brauchte. Gleichzeitig nahm bei einigen Gläubigen das Bedürfnis persönlicher Verehrung zu. So erfuhr der Schrein der heiligen Maria Bernhardine Soubirous bzw. Bernadette aus Lourdes, der vor einem Jahr auch in Köln Station machte, eine intensive Verehrung.

Mit der Reliquienverehrung, sei es im Altar oder bei einer Prozession, stellen wir uns als Christen in eine Gemeinschaft mit den uns vorangegangenen Generationen. Die traditionellen Formen verändern sich – und das ist auch gut so. Nur so bleibt ein Kult lebendig.

Urkunden belegen, um wessen Reliquien es sich in einem Altar handelt.

Kirche in der KNEIPE

Im Frühjahr verabschiedete sich Subsidiar Marcos Pereira, um sich auf sein Kirchenrechtsstudium in München zu konzentrieren. Unter anderem hatte er für alle, denen der Gottesdienst noch nicht reichte, die ‚Predigtgespräche‘ initiiert.

Text: Hilde Naurath, Jürgen Salz

Foto: Fabian Korte

Sonntagmittag, halb eins, im Schelds em Oellig auf der Neusser Straße: Im Hinterzimmer haben sich gut ein Dutzend Frauen und Männer versammelt. Eben noch waren sie im Gottesdienst; jetzt wollen sie die Predigt vertiefen und diskutieren – dies war für zwei Jahre ein vertrautes Bild in unserer Gemeinde.

Subsidiar Marcos Keel Coelho Pereira initiierte die ‚Predigtgespräche‘. Zunächst alle zwei Wochen, dann einmal im Monat. Es geht diesmal um einen Text aus dem Johannesevangelium. Prediger Pereira hält sich bei der Diskussion zurück, gibt lediglich einige Denkanstöße, beantwortet Fragen. Die Zeit ist auf 30 bis 45 Minuten begrenzt. „Das finde ich auch gut, dass die Diskussionen nicht ausufern“, erklärt eine Teilnehmerin und ergänzt: „Für mich ist es auch interessant zu hören, wie andere Gottesdienstbesucher denken.“ Sie finde es auch gut, dass das Predigtgespräch nicht in den Kirchenräumen, sondern „mitten im Leben“ stattfindet: „Kirche muss ja auch rausgehen zu den Menschen.“

Rausgehen zu den Menschen, das steckt dem leidenschaftlichen Musiker im Blut. Bis heute spielt er bei Besuchen in seiner Heimatstadt Lissabon

mit seiner Gitarre in Jazzclubs. In Gottesdiensten beeindruckt er mit sonorem Gesang. Sein Weg an den Altar war ihm dabei nicht schon immer klar. Nach einem abgebrochenen Volkswirtschaftsstudium studierte er Jura und fand dabei zurück in die Gemeinschaft der Kirche, von der sich als Jugendlicher entfernt hatte. Er trat in das internationale Priesterseminar Redemptoris Mater ein und wurde 2003 nach Deutschland gesandt. 2012 weihte ihn Kardinal Meisner im Dom zum Priester. 2017 kam er als Subsidiar in unsere Gemeinde und studierte gleichzeitig in München Kirchenrecht. Diese Doppelbelastung beendete er früher als erwartet und widmet sich nun ganz seinem Studium in München.

So war es das letzte der Predigtgespräche, in denen Pereira unsere Gemeinde zum Austausch aufforderte. Schade, denn die Gesprächsreihe hatte ihre Fans: Einige Teilnehmer reisten sogar aus Niehl oder anderen Stadtteilen an. So ging nicht nur Pereira hinaus zu den Menschen, sondern die Menschen kamen auch zu ihm. Wir wünschen ihm, dass dies in seinem Leben stets so bleibt und er im lebendigen Austausch mit Gott und der Welt wirkt.

Nach der Predigt lud er zum Predigtgespräch: Marcos Pereira.



» Maria 2.0 geht weiter. Infos über peter.otten@st-agnes.de



Enttäuscht und entschlossen: Frauen setzen sich für Veränderungen in ihrer Kirche ein.

» Wir kämpfen FÜR DIE KIRCHE «

Maria 2.0 in St. Agnes:
Zahlreiche Menschen nahmen an Aktionen in der Streikwoche teil.

Text: Peter Otten

Fotos: Georg Müller

Vom 11. bis 18. Mai unterstützten zahlreiche Frauen aus der Pfarrei St. Agnes, aus dem Katholischen Deutschen Frauenbund (KDFB) und aus der Katholischen Frauengemeinschaft Deutschlands (kfd) die Initiative Maria 2.0: Sie stellten ihre ehrenamtliche Mitarbeit ein. Die Pfarrbücherei öffnete nicht. Frauen gingen nicht zur Chorprobe oder setzten ihre Mitarbeit als Kantordin oder Lektorin im Gottesdienst aus. Damit protestierten die Frauen gegen die Ausgrenzung von Frauen von allen kirchlichen Ämtern. Außerdem forderten sie, dass Täter und Vertuscher von sexualisierter

Gewalt und Machtmissbrauch zur Rechenschaft gezogen und strafrechtlich verfolgt werden. Zum Eröffnungsgottesdienst versammelten sich etwa 200 Menschen auf dem Roeckerathplatz vor der Agneskirche. An jedem Tag der Streikwoche versammelten sich Frauen und Männer dort zu abendlichen Gesprächen.

Nachfolgend dokumentieren wir einige Stimmen der Organisatorinnen sowie von Besucherinnen und Besuchern.

» Ich habe sehr viel Solidarität erlebt, von Frauen jeden Alters, vielen Männern, von Menschen aller Konfessionen und solchen, die bereits ausgetreten sind. Ich bin geschockt darüber, dass auch im 21. Jahrhundert Kirche noch die Macht hat, tiefe Verletzungen zuzufügen, und davon, wie viele Menschen

tatsächlich tief verletzt sind. Ich glaube nicht, dass Maria 2.0 das System ändern kann, aber wir konnten und werden auch weiterhin deutlich machen, dass unsere Geduld am Ende ist und wir sehr viel sensibler auf Grenzüberschreitungen reagieren werden.

Andrea Laska, Maria 2.0 in St. Agnes

» Maria 2.0 trägt mich durch meine Kirchenkrise. Durch Maria 2.0 habe ich eine Stimme bekommen. Die große Solidarität und der große Zuspruch von Katholikinnen und Katholiken, evangelischen Mitchristen, Menschen ohne Konfession – jung, alt, Frauen und Männer – hat mich sehr bestärkt und zeigt mir, wie groß die Sehnsucht nach einer geschlechtergerechten und geschwisterlichen Kirche ist.

Doris Bauer, Maria 2.0 in St. Agnes

Gedanken aus dem Gästebuch:

- » Wir kämpfen nicht gegen die Kirche, sondern für sie!
 - » Danke für Brot, Wort, Inspiration und das Zeugnis einer dialogbereiten Kirche vor Sankt Agnes!
 - » Großen, herzlichen Dank für die Organisation des Streiks und an jede*n Beteiligte*n! Eure Arbeit ist unglaublich wichtig. Wir stehen an eurer Seite! Ihr sprecht uns aus der Seele. Ihr helft, die Zukunft vor allem für uns Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene zu verändern und der gelebten Wirklichkeit anzugleichen!
- Katholische junge Gemeinde (KjG)
Diözesanverband Köln*

» Die Clownin Gottes, der Geist – *ruach* – weht überall. Ich bin es so leid, mir von den Herren, in teils öden Predigten, etwas über das Leben von Frauen heute sagen zu lassen. Weibliche Spiritualität gehört an den Altar, muss predigen und auch Eucharistie feiern, nicht nur in sozial-caritativen Bereichen. Es reicht – lasst uns weiter aufstehen, kämpfen, verändern!

» Wenn es auch sehr oft nicht auszuhalten ist, bleibe ich in der Kirche. Es ist wunderbar, dass endlich etwas aufgebrochen ist, was seit vielen Jahren gedacht, gewünscht und vorbereitet worden ist in der Theologie und in Arbeitskreisen. Es ist aber sehr traurig, dass die desolante Situation in der katholischen Kirche das Fass zum Überlaufen gebracht hat. Allen Aktiven ein großes Kompliment für den Einsatz und das große Durchhaltevermögen. Jetzt bleibt uns allen nur die Hoffnung auf Begegnungen mit Verantwortlichen der Kirche, die Zivilcourage zeigen und vor Veränderungen keine Angst haben.

Draußen vor der Kirche.



NACHRICHTEN

„Blinde Flecken“: Ausstellung in der Agneskirche

Kirsten Borchert zeigt vom 13. Oktober bis zum 3. November 2019 in der Agneskirche Interventionen aus Karton im Raum. Die Künstlerin wurde 1986 in Oberhausen geboren, lebt in Wien und ist die diesjährige Hauptpreisträgerin des 36. Österreichischen Grafikwettbewerbs. Erste Eindrücke ihres Schaffens kann man auf ihrer Internetseite www.kirstenborchert.com finden. Am 13. Oktober gibt es um 12:15 Uhr eine Einführung in die Ausstellung und ein Gespräch mit der Künstlerin.

Im Sommerlager 2019 geht's nach Tirol

Mit der rekordverdächtigen Teilnehmerzahl von 73 Kindern und Jugendlichen im Alter von acht bis 18 Jahren findet vom 10. bis 24. August 2019 die Ferienfreizeit der Jugend der Agnesgemeinde statt. Begleitet werden sie von elf Leitern und einem vierköpfigen Küchenteam. Ziel ist das Pfadfinderzentrum Igls nahe Innsbruck in Tirol, Österreich. „Wir sind positiv überrascht über diesen großen Zuspruch und freuen uns jetzt sehr auf die gemeinsame Fahrt“, berichtet Jugendleiter Eric Stamm.



Ferienlager 2018 / Foto: privat

„Agnes spricht über ...“: Neue Veranstaltungen

Das Gesprächsformat „Agnes spricht über ...“ hat sich für das Jahr 2019 noch zwei spannende Themen vorgenommen. Am 19. September heißt es: „Agnes spricht über ... das Zusammenleben im Viertel“. Wie wollen die Menschen im Viertel zusammenleben – und was muss dafür passieren? Und am 7. November heißt es: „Agnes spricht über ... die geschlechtergerechte Kirche“. Dann ist Schwester Philippa Rath zu Gast. Beide Veranstaltungen beginnen um 20 Uhr in der Agneskirche und bieten auch Schnittchen und Getränke. Der Eintritt ist frei.

Leere Kirchen – Fluch oder Segen?

Vom 8. September bis zum 8. November 2019 ist in St. Gertrud, Krefelder Str. 57, die Ausstellung „Fluch und Segen. Die Kirchen der Nachkriegsmoderne“ zu sehen. Sie wird kuratiert vom M:AI (Museum für Architektur und Ingenieurskunst NRW). Sie thematisiert den zunehmenden Leerstand von Kirchengebäuden. Dieser stellt die Gesellschaft nicht nur vor die Herausforderung neuer Nutzungen, sondern auch vor die Frage der Wertschätzung dieser Bauten. Die Ausstellung widmet sich der kirchlichen und gesellschaftlichen Bedeutung sowie baukünstlerischen Leistung dieser baulichen Zeitzeugnisse. Die Eröffnung ist am Sonntag, 8. September 2019 um 15 Uhr. Die Öffnungszeiten sind dienstags bis sonntags, 10–18 Uhr.

Weitere Infos unter <https://mai-nrw.de>.

75. Todestag von Nikolaus Groß

Am 23. Januar 2020 jährt sich der Tag der Ermordung von Nikolaus Groß zum 75. Mal. Aus diesem Anlass feiert die Gemeinde ein Festhochamt am Sonntag, den 26. Januar 2020 um 11:15 Uhr in der

Agneskirche. Zelebrant und Festprediger ist der Bischof von Essen, Franz-Josef Overbeck. Anschließend laden der Stadtverband der KAB und die Pfarrgemeinde zu einem Empfang mit Festvortrag im Pfarrzentrum ein. Schon am Samstag, den 25. Januar lädt der Literaturkreis von St. Agnes zu einer kleinen Nikolaus-Groß-Revue mit Texten von und über Nikolaus Groß ein. Beginn ist um 20 Uhr in der Agneskirche.

Zwei neue Diakone in St. Agnes

Seit dem 1. April 2019 ist Marcus Bersé Diakon in unserer Pfarrei. Der gebürtige Kölner ist geprüfter Bilanzbuchhalter IHK und seit 2012 verantwortlich für die Finanzverwaltung des Deutschen Vereins vom Heiligen Lande, ein Hilfswerk für den Nahen Osten. Zusätzlich betreut er die Buchhaltung der Heilig-Land-Stiftung und der Dr. Hans Leinen-Stiftung. Nach dem Studium am Erzbischöflichen Diakoneninstitut in Köln wurde er 2002 von Kardinal Meisner zum Diakon geweiht. Der begeisterte Fahrradfahrer, Läufer und 1. FC Köln-Fan wohnt seit einigen Monaten im Agnesviertel und freut sich sehr darauf, die Gemeinde nebenamtlich unterstützen zu dürfen. Herzlich willkommen!



Foto: Hilde Naurath

Marcus Bersé ist seit 1. April Diakon in der Agnesgemeinde.

Uli Merz wird zum 1. September neuer Diakon in St. Agnes. Der Vater von drei Kindern ist seit 1997 Seelsorger im Erzbistum Köln, seit 2008 als Diakon. Merz hat sich als Initiator von „Update“ im Bereich Innovation und neuen Gottesdienstformaten einen Namen gemacht. Er liebt Kraftklub, The Mute Gods und Die drei Fragezeichen. Merz kommt aus Düsseldorf, ist Anhänger von Fortuna Düsseldorf, mag Altbier und freut sich trotzdem auf die Zeit und Herausforderungen im Herzen von Köln. Die Pfarrgemeinde St. Agnes heißt ihn in der schönsten Stadt Deutschlands herzlich willkommen.



Uli Merz beginnt am 1. September als Diakon. / Foto: privat

Festwochen: 30 Jahre Rieger-Orgel

Vor 30 Jahren bekam St. Agnes eine neue Orgel. Konzipiert und gebaut wurde sie von der Firma Rieger aus Schwarzach im österreichischen Vorarlberg. Dieses Jubiläum ist der Anlass für eine Reihe von Konzerten, die im Rahmen von Orgelfestwochen zwischen September und Anfang Dezember zu hören sein werden. Den Beginn machen die ehemalige Seelsorgebereichsmusikerin Margret Hoppe und die Flötistin Ursula Groten am Sonntag, den 8. September. Am 29. September folgt ein Konzert mit Margareta Hürholz und am 20. Oktober setzen sich Studierende von Domorganist Prof. Winfried

Bönig auf die Orgelbank. Zum Abschluss singen am Sonntag, den 8. Dezember alle Chöre der Agneskirche die Messe in D von Antonin Dvorak sowie ‚Cantantibus Organis‘ von Franz Liszt. Alle Konzerte beginnen um 17 Uhr. Weitere Konzerte sind in Planung. Das komplette Festprogramm wird im Juli veröffentlicht.



Foto: privat

IMPRESSUM

Herausgeber: Kath. Pfarrgemeinde St. Agnes,
Neusser Platz 18, 50670 Köln, www.st-agnes.de

Kontakt: peter.otten@st-agnes.de

Redaktion: Carolin Dörmbach, Hilde Naurath,
Klaus Nelißen, Peter Otten, Jürgen Salz,
Ute Strunk, Judith Uebing

Grafikdesign: Sarah Nagelschmidt

Foto Titelseite: Christian Uebing

Druck: Zimmermann Druck + Medien

FRAGEBOGEN

**Dr. Peter Seul ist seit
September 2018
Pfarrvikar in St. Agnes**



Foto: Peter Otten

Was gefällt Ihnen in den Vierteln der Pfarrei?

Die Vielfalt der Menschen, die hier leben: die Alteingesessenen und die Zugezogenen, die Wohlhabenden und die Bedürftigen, die Alten und die Jungen, die Alleinstehenden und die Familien, die religiös Begabten und die religiös Unmusikalischen.

Ihre Lieblingsgestalt oder Ihre Lieblingsstelle in der Bibel?

Petrus (mein Namenspatron), ein Mann mit vielen Stärken und noch mehr Schwächen, die die Bibel allesamt nicht verschweigt. Meine Lieblingsstelle ist der Text meiner Doktorarbeit, über den ich fünf Jahre lang intensiv nachgedacht habe: Die Romreise des Paulus in Apg 27-28.

Welches Kirchenlied singen Sie am liebsten?

„Ein Danklied sei dem Herrn“

Welchen Heiligen, welche Heilige schätzen Sie besonders?

Vor allem den Apostel Paulus. Ein Mann mit Leidenschaft, mit Ecken und Kanten, ein Mann mit großer theologischer Kompetenz und pastoralem Feingefühl. Kein Einzelkämpfer, sondern Teamplayer mit der Gabe, Menschen zu motivieren, Verantwortung für die Gemeinde zu übernehmen.

Was ist Ihrer Meinung nach die Hauptaufgabe der Kirche?

Kirche ist heute dazu da, um die Frage nach Gott wachzuhalten in einer Gesellschaft, die so lebt, als ob es Gott nicht gäbe.

Wenn Sie Papst wären, was wäre Ihre erste Amtshandlung?

Ich würde die Leseordnung überarbeiten, das heißt die Auswahl der Texte aus der Bibel, die im Gottesdienst vorgetragen werden, damit die ganze Vielfalt der Bibel noch besser zum Tragen kommt.

Anatol

Bildhauer, geboren 1931 in Insterburg, gestorben 2019 in Moers. Eine Würdigung

Text: Hans-Ulrich Wiese, gekürzter Text von 1995/Archiv von St. Agnes

Foto: Peter Otten

„Hör mal, Pastor“, sagte Anatol zu mir, „kannst du mir nicht meine Kirche einweihen?“ Nun war ich damals nicht Pastor, sondern Kaplan, und eine Kirche einweihen darf nur ein Bischof.

Aber die Frage reizte mich sehr, und ich sagte zu. Als Kreisjugendseelsorger wollte ich eine Jugend-Kunst-Messe in der Franziskuskirche feiern und sie dadurch einweihen.

Am 28.09.89 war es so weit. Mit 50 Jugendlichen feierten wir in seinem ‚Steinring‘ die Messe unter dem Thema: ‚Ich bin der Stein.‘ Die Jugendlichen hatten mit Kunst nicht viel am Hut und standen erst irritiert vor dem Künstler und vor den Steinen. Als Anatol aber 50 Meter weiter im Feuer eine eiserne Kreuzblume zum Glühen brachte, das glühende Eisen auf den Holztisch legte, der als Altar diente, das Holz anzubrennen fing und er mit Grasbüscheln den Brand erstickte und dichter Rauch vom Altar aufstieg, da waren sie voll da. Solche Action sprach Jugendliche an und ließ sie Urreligiöses erleben: Feueropfer auf dem Altar. Dieser Weihrauch war nicht langweilig liturgisch – und so wurde die Messe auch nicht.

Ab dem Vaterunser begann Anatol die Messe zu ‚stören‘. Wir waren fromm und beteten, aber seine lauten Hammerschläge trieben Zeichen in einen Felsen am Eingang der Kirche. Hätte er damit nicht warten können bis zum Ende, fragte ich ihn. „Was willst du, Pastor?“, sagte er. „Du schlägst dein Kreuz am Ende der Messe, und ich schlage jetzt auch mein Kreuz hier. Wir tun das Gleiche. Du gnest und ich bringe zum Denken.“

Den Altar, vorher eine Werkbank, schenkte mir Anatol. Inzwischen bin ich Pastor in St. Agnes in Köln, und der Altar von Anatol steht bei uns in der Krypta und Anatol gestaltet sie für uns. Schon wieder baut er eine Kirche. Anatol – ein Steinmetz Gottes.

